

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

23 (28.1.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Film als Hypnotiseur

Man stellt sich unter Hypnose selbstverständlich etwas ganz anderes vor. Sie, meine Damen, denken dabei an die furchterregenden glühenden Augen eines Spengali und an sein mondlich wandelndes Medium, — und Sie, meine Herren, denken an geheimnisvolle Morde, die in Hypnose ausgeführt wurden, an Fatire, die Drangengärten und Palmengärten suggerieren. Daß es aber auch eine andere Art von Hypnose gibt, eine Hypnose, die sich durch den Film auswirkt, daran dachten Sie wohl noch nie.

Es ist möglich, daß Sie etwa eine ausgesprochene Abneigung gegen Gemaltes hatten und unglücklich, nachdem Sie eines Abends in einem Film Raymond Griffith haben, über dessen Schuppen die Gemaltes besonders elegant witzten, sich ebenfalls Gemaltes anleihen. Oder daß ein Parfüm unbekanntem Namens und unbekannter Fabrikats, das Parfüm „Marise noir“, über Nacht ein Schönheitsmittel wurde. Es stand auf dem Toiletentische von Gloria Swanson, und von der schlichten Parfümfalche war zufällig eine Groskaufnahme gemacht worden. Sunberrituale haben kurz danach haben den Film gesehen, und Sunberrituale haben kurz danach in den Parfümerien „Marise noir“ verlangt. Wie kommt das?

Ein New Yorker Arzt, Dr. Louis E. Bick, sagt, das sei Hypnose. Er behauptet, das Publikum sehe im Kino und nach der Darstellung unter der Suggestion des Films. Diese Filmhypnose ist es, die die Etonnirur, den kurzen Rod und die Seidenstrümpfe in Mode hypnotisiert habe. Und die Schlanke wäre nie so populär geworden, wenn in den Filmen nicht so viele schöne, schlaffe Filmkämpferinnen gezeigt worden wären. Auch der Sport verdankt nicht zuletzt dem Film seine allgemeine Verbreitung.

Wie vollzieht sich diese Filmhypnose? fragt der Arzt Dr. Bick, und er antwortet darauf, indem er die Filmatmosphäre analysiert. Im Kino wirken zwei Faktoren auf den Menschen; die Dunkelheit und die geheimnisvoll herbeizugewandene Stimme nicht anwesender Menschen. Der Mensch, der im Zuschauerraum sitzt, ist ein ganz anderer als der, welcher noch vor einigen Minuten an der Kasse die Eintrittskarte gelöst hat. Er wird kritisch, allen Einflüssen gegenüber empfänglich, schaltet den Kontakt der Logik und der Tatsachen aus und unterwirft sich dem Licht- und Schattenspiel.

Aber es wird noch von manchen anderen Faktoren bedingt, in welchem Maße sich die Filmhypnose auf die einzelnen Zuschauer auswirkt. Auf einem weichen, bequemem Sie geben wir uns dem Filmgesehebnisse leichter hin als auf einem harten Stuhl. Wenn wir unsern Platz eingenommen haben, dann konzentriert sich unsere Aufmerksamkeit auf die Leinwand. Diese Leinwand ist erhöht angebracht, sie leuchtet hell und Figuren bewegen sich darauf. Dies sind die wichtigsten Faktoren. Auch ist es nicht gleichgültig, von welchem Punkte des Zuschauertraums aus wir den Film sehen, und in welchem Winkel unsern Blick die Leinwand trifft. Im allgemeinen heben wir den Kopf zurück und richten den Blick aufwärts, wenn wir auf die Leinwand schauen.

Alles zusammengefaßt, geschieht also folgendes: Wir sind in der Dunkelheit, hören geheimnisvolle Stimmen, sitzen bequem und bestreuen mit aufwärts gerichtetem Bilde einen sich bewegenden Gegenstand. All dies ist identisch mit den Faktoren, die der Hypnotiseur benötigt, um sein Medium hypnotisieren zu können; der Blick ist fix; das Gehirn übernimmt alles, was die Augen sehen und die Ohren hören. Die Logik und die Urteilsfähigkeit werden ganz untergeordnet; oft funktionieren sie überhaupt nicht mehr. Das Gehirn sieht völlig unter der Einwirkung der Suggestion und hält auf Dinge für glaubhaft, die es sonst nicht ohne Widerstand annehmen würde. In diesem Seelenzustand, der schon von vornherein auf Suggestion einstellbar ist, reagiert der Mensch auf alles verwickelt. Die Gemaltes, die noch vor dem Kinobesuch lässig amnitierten, wirken plötzlich durch; Luxusgegenstände werden zu Lebensnotwendigkeiten; moderne Erneuerungen werden zur Selbstverständlichkeit. Aufassung, Gefühle, Gedanken verändern sich oft, ohne daß wir von dieser Metamorphose Kenntnis nehmen.

Es ist nicht uninteressant, die Suggestivkraft des Films in einem vollen und in einem leeren Zuschauertraum zu beobachten. Wenn man an einem Wochentage zur Nachmittagsvorstellung in ein kleines Kino geht, so interessiert der Film nicht in solchem Maße, als wenn wir den gleichen Film in einem vollbesetzten Kinosaal anschauen würden. Denn der Film ist ein Gesellschaftsorgan und lebt eine um so größere Wirkung aus, je mehr Zuschauer uns umgeben. Wenn wir in der Menge sind, so verlieren wir unsere Individualität, werden primitiver, kindlicher. Wir lachen und weinen; der Film löst solche Gefühlsregungen in uns aus, die kaum zutande kämen, wenn wir uns den Film allein anschauen würden. Sind wir in der Menge, dann fühlen wir uns einen Grad tiefer. Damen der Gesellschaft lachen herzlich in der Dunkelheit des Kinos bei solchen drastischen Burlesken, über die sie sich sonst empören würden. Norddeutsche, Roubierfilme erwecken auch im vollbesetzten Kinosaal die Neugierde zur Bestialität.

Daß der Zuschauer vom Parkett aus mehr Beunruhigung am Film hat, als wenn er den Film von der Galerie aus anschaut, ist selbstverständlich. Denn zur Hypnose gehört es, den Blick aufwärts zu richten, wogegen wir von der Galerie aus die Leinwand herabsehen müssen. Schaut euch nur einmal die Gesichter in den ersten Reihen des Parketts an. Wie seltsam sind diese Gesichter! Sie wissen nichts von dir und von den andern. Es gibt nur eins für sie: der Film. Und in der Tat: es sieht gerade so aus, als ob sie in einer hypnotischen Trance die Leinwand anstarrten.

Vier unterm Kessel

Wochenlang streiften die zwei Männer nun schon am Hafen herum, erkundigten sich nach auslaufenden Schiffen — gingen — kamen wieder. Tag um Tag. — Irigendwo im Binnenlande waren sie aufeinander getroffen. Auf der Landstraße, fanden Gefallen aneinander und tippelten gemeinsam. Planlos. Sie hatten ja Zeit; niemand trieb sie. Arbeit fanden sie doch nicht. — Wie es gekommen? Keiner der beiden wußte das so recht. Hatte Franz, der jüngere, es vorgeplagt? War der ältere Anton auf den Gedanken gekommen? Sie hatten plötzlich ein Ziel: Hamburg. Das froh sich fest in ihnen. Sie wollten raus aus dem Schlamassel in Deutschland. Nun laueren sie auf die Gelegenheit, auf einen Dampfer zu gelangen. Das Kleinfispen in Hamburg hing ihnen zum Hals heraus. Immer wieder Treppen hoch und hinunter. Oft machten die Leute erst gar nicht die Türe auf. Es waren zu viele, die kamen. Und schließlich durch den Weg an den Hafen — das Warten auf die Gelegenheit nachts. Einmal waren sie schon auf einem Dampfer. Im letzten Augenblick wurden sie erwischt. Heißfroh waren sie, daß man sie kurzerhand an Land feste und laufen ließ.

Ob sie es nicht lieber ganz aufgeben? Damals, als sie den Entschluß faßten, dachten sie nicht; das es so schwer wäre, als „Blinde“ ins Ausland zu gelangen. — In einer Ferne im Hafenpriel saßen sie und sprachen, wie schon so oft, über ihren Plan. „Es ist doch hoffnungslos“, sagte Franz. Der Ältere war unversöhnlicher, redete ab zu. „Wird schon noch gelingen. Mußt nur etwas Geduld haben, Franz. Kannst ja auch besser aushalten jetzt, nachdem Du das Geld von Hause bekommen hast.“

„Das Geld...“ habe ich mit nicht von meiner Schwester gekumpmt, um es hier in Hamburg zu vertun. Gelinigt unser Plan nicht bald, sende ich die paar hundert Mark wieder zurück — gehe wieder auf die Waise.“

„Waise...“ Als „Blinde“ fahren gehört doch auch dazu. Meinst Du, im Auslande warten sie nur auf Dich? Dort kannst Du ebenfalls wahren — und Robldampf schieben auch.“

„Aber man kann Glück haben.“

„Stimmt schon. Das wollen wir uns aber erst mal für heute abend wünschen.“

„Heute abend — was hast Du vor?“

„Ich habe gehört, daß morgen früh ein Dampfer ausläuft. Es soll verhältnismäßig leicht sein, da hinaufzukriechen.“

Der Abend war dunkel und reanerisch. Zudem piff der Wind recht heftig — manches Geräusch verlor sich. Die beiden Männer verkröchen sich erst einige Stunden unter einem Eisenbahnwagen, um nicht bis auf die Haut naß zu werden. — Der Kai lag still; kein Mensch war zu sehen. Da entschlossen sie sich und schlüpfen sich an den Dampfer heran. Kautschu. — Bald darauf waren sie an Deck. Franz wollte sich nach einem Vestied umsehen. „Hier oben können wir nicht bleiben“, flüsterte der Ältere. „Wir müssen hinunter — in den Laderaum oder sonstwobin.“

„Aber wie?“ fragte Franz.

„Hilf! Halt den Mund und folge mir — aber vorsichtig.“ mahnte Anton und drückte sich, von dem Jüngeren gefolgt, dem Hinterdeck zu. Franz verharnte einmal; er glaubte ein Geräusch zu hören. Waren sie bemerkt worden? Als er aufschaute, war sein Führer verschwunden. Was sollte er tun? Ein leises „Hi!“ wies ihm die Richtung. Gleich darauf war auch er in einem Gange verschwunden, der nach innen führte. Der Ältere ließ dem Jüngeren keine Zeit zum Ueberlegen. „Vorwärts“, mahnte er und zog Franz hinter sich her. Manchmal ließ er seine Taschenlampe kurz aufblitzen. Es ging eine Leiter hinab — noch eine... in niemand unten! — Schließlich standen beide vor dem Kessel. „Dahinter müssen wir uns erst mal verkröchen — was hinter wird, werden wir sehen.“

„Wenn aber die Heizer finden?“

„Wird, denn ich nicht gefehen. Wenn wir erst auf See sind, drücken die vielleicht beide Augen zu. Wirft dann wohl was opfert mühen.“

„Schön ist das Lager da unten nicht. Es wird wohl recht heiß da sein.“

„Nicht so schlimm.“ antwortete Anton und kroch voran. Franz folgte. Im Scheine der Taschenlampe erblickten sie zwei andere „Blinde“, die sich den Platz unter dem Kessel als „Kojen“ auserwählt hatten. „Vier Seelen ein Gedanke“, bearbeitete Anton die beiden. „Aber so viele Unwillkommene sind etwas viel für den kleinen Kabin. Bin neugierig, was geschieht, wenn sie uns fassen. Na, warten wir es ab!“

Gegen Morgen wurde es lebhaft vor dem Kessel. Der Schürhaken rasselte; Kohlen flogen auf die Roste. Stimmen tönten dazwischen. — Die vier unter dem Kessel verhielten sich still — döckten vor sich hin, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Durch einen lauten Knall wurden sie plötzlich aufgeschreckt. Ueber ihnen brauste und zischte es. Und dann — heiße Wasserstrahlen ergossen sich über die Männer unter dem Kessel. Markerschütternd gellten Schreie aus vier Männerkehlen durch den Raum. — Heizer und Maschinenisten blickten sich an. — Da waren Menschen unter dem Kessel!

Als man die vier hervorgezogen hatte, waren sie schwer verbrüht von dem siedenden Wasser, das aus einem aufgeprägungen Ventil gelaufen war. — Kurze Zeit darauf schloß sich die Pforte des Kranfenhauses hinter den vier, die am Abend vorher so hoffnungsvoll unter dem Kessel des Dampfers getrocknet waren. K a r l S c h a t.

200 Jahre Regenschirm. Die Idee des Regenschirms, der heute sein zweihundertjähriges Jubiläum feiert — 1731/32 wurde der erste zusammenfaltbare Regenschirm von dem Engländer James H a r v e y angefertigt, entlehnte sein Erfinden dem Chinesen, deren Papierdächer auf ihn großen Eindruck gemacht hatten. Statt Papier wählte er, mit Rücksicht auf das Londoner Wetter, einen Besatz aus Baumwolle. Die ersten Regenschirme waren allerdings noch unförmige Gebilde mit Holzrücken, die allenthalben belacht wurden. Auch ihr hoher Preis — 2 englische Pfund und mehr pro Stück — machte den Regenschirm unpopulär, und sein Erfinder starb, wie die Mehrzahl der Erfinder, in bitterer Armut. Seine Nachfolger führten verschiedene Verbesserungen ein; u. a. benutzten sie statt der unförmigen Holzrücken ein Stahlgerüst, und in dieser Form, die sich im wesentlichen durch zwei Jahrhunderte nicht geändert hat, trat der Regenschirm seinen Siegeszug durch die Welt an.

DREI TAGE LIEBE

Copyright 1931 by Universitas Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft in Berlin

(Nachdruck verboten)

Die Lampe pendelte hin und her, Licht und Schatten flog über die getünchte Decke. Aus Schwäche sind die Frauen geschlag, aus weichen, beengenden, nachgiebigem Fleisch, aber die Männer träumten von ihnen, daß sie Engel seien. Bis man eines Tages erwacht. Das Leben ist nicht da, um zu träumen.

„Warum jagst du denn nichts, Franz? Glaubst du vielleicht nicht...“ ich hab dich doch früh erzählt, daß ich mir den Koffer holen will, was ich anhab, hat mir die Gnädige geschenkt. Treu, fleißig und ehlich stribt in meinem Zeugnis! Gefallt ich die in meinen feinen Sachen? Kleid und Schuh und Mantel hat mir die gnädige Frau geschenkt, weil...“

„Sous les toits de Paris
Tu vois ma p'tite Nini...“

lang eine Frauenstimme. Gelächter johlte dazwischen, niemand schien der Sängerin zuzuhören.

Aber die Stimme klang trotzdem weiter, verjank für Sekunden und tauchte dann wieder auf, alles überhörend.

... ce que c'est le bonheur
mon amour...“

„Mon amour“, wiederholte die Stimme, inbrünstig, strahlend, unbefümmert. „Mon amour, mon amour...“

„Die gnädige Frau hat mir alles geschenkt, damit du dich nicht schämen mußt mit mir! Ich will dir ja nicht weh tun, hat sie gesagt, aber so ein hübscher, schlauer Junge wie der Franz stellt doch Ansprüche — — — der will ein Mädchen, mit dem er sich zeigen kann! So ist es gewesen, siehst du, die reinste Wahrheit sag ich dir. Ich hab nur meinen Koffer geholt, das Zeugnis, — und die Gnädige war so gut zu mir!“

Sie fuhr sich erschöpft über die Stirn, fühlte plötzlich das gelockte Haar.

„Dann bin ich doch zum Friseur gegangen. Deshalb kommt ich so spät! Wenn du mich hättest austreten lassen, hättest du mich gleich gesagt, daß ich so spät komm, weil der Friseur...“ so viel Menschen waren dort.

Franz warf ihr einen dunklen, fremden Blick zu.

„Ich darf nicht so viel reden, dachte Lena, mit jedem Wort verrät ich mich, ich hab Angst, solche Angst, gleich wieder mir schlecht, ich muß mich übergeben, ich...“

Jetzt tat er den Mund auf:

„Bei Bornemanns, beim Friseur — — — das hat so viele Stunden gedauert“

Sie nickte. Ihre Stimme überschlug sich: „Ja!“

Bei der Tür stand der alte, abgegriffene Koffer, daneben ein Karton, kunstgerecht verpackt und verschmückt. Ueber das gelbe Einschlagpapier lag ein dichtes Muster aus violetten Balken und Querbalken: das große lateinische T der Firma Lieg.

Franz rührte sich nicht. Eines Tages lernt man ein Mädchen kennen und träumt, die ist goldsch, wenn man die festhält, hält man alles, was sauber, klar und ehlich ist. Aber das Leben ist nicht da, um zu träumen.

Die violetten Buchstaben glänzten, krochen durcheinander, ein wirrmelndes, rätselhaftes Gewirr.

„Und hast nichts eingekauft, Lena?“

„Eingekauft?“ Sie konnte nicht atmen, ihr Herz schlug wie ein Hammer. „Du weißt doch, daß ich kein Geld hab. Ich hab nichts eingekauft. Ich hab nichts ein...“ Das Zimmer drehte sich, so laut kloppte ihr Herz. Wöhslich war es totensill.

Das Paket! Die Verkäuferin hatte die alten Sachen in blankes Papier verpackt, Lieg, Leipziger Straße...“

Lena warf den Kopf herum und stierte das Paket an. Das war der Fehler gewesen, das hätte man überlegen müssen, das... jetzt ist es aus, zu spät, jetzt ist die Falle zugeknippt.

Franz kam auf sie zu, die Lider halb zugekniffen, seine Augen waren schmal und flimmernd.

„Woher — — — woher hast du die Fesgen?“

Das Mädchen schwieg. Ihr Gesicht war grau.

Er leuchtete, schnappte nach Luft, schrie:

„Ich hab dich gefragt, woher du die Fesgen hast!“

Sie sah apathisch auf die Faust, die vor ihrem Gesicht stand, da vor hatte sie keine Angst, nein, sie hatte vor nichts mehr Angst.

„Bornemann hat dir das alles geschenkt! Abgegeben hast du dich mit ihm, mit diesem — — — diesem...“

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Wofür hat er dir das geschenkt? Ich will wissen...“

„Nein, nein...“

„Woher hast du das Geld gehabt? Du Stück Mist, wer hat dir das Geld gegeben?“

„Gestohlen“, sagte die dünne Kinderstimme.

Franz ließ die Fäuste sinken. Er begriff nicht, was ist das für ein Wort, gestohlen, das gibt es nicht, das kann nicht wahr sein! Durch schwarzen Nebel sprach die dünne, armselige Kinderstimme:

„Bei der Gnädigen einen Ring gestohlen, den Ring verfehlt, ... für das Geld den Mantel gekauft, das schöne Kleid gekauft... damit du dich nicht schämen mußt mit mir.“

Franz stand da, den Nacken geduckt, wie ein böses Tier.

„Ich versteh das nicht! Cog das noch mal, sag... warum, heraus mit der Wahrheit, warum hast du das...“

Sie blickte ihm stumpfsinnig in die Augen. Dann begann sie tertiär zu lächeln. Sie sagte:

„Aus Liebe.“

Franz drehte sich wortlos um und ging durchs Zimmer. Als er an dem Pufkeimer vorbeikam, holte er aus und trat nach ihm, — der Eimer fiel um, klatschend floß das Schmutzwasser über die Dielen.

In der Atelierwohnung brachte jemand einen Least aus. „Hoch!“ riefen sie, und man hörte, wie die Gläser aneinanderklirrten.

Lena fuhr zusammen. Sie sah sich um, wie jemand, der erwacht. Karla, der sinnlose Lauf durch den Regen, Leibhaus, — alles war vorbei und nur ein Schatten gewesen. Nun begann wieder die Wirklichkeit. Die breite, schmutzige Wasserlache mitten im Zimmer, das war die Wirklichkeit.

Lena holte den Scheuerlappen, sie kniete nieder, den schmalen Rücken vorgebeugt, tat sie ihre Arbeit.

Franz stierte sie an. Jetzt brannte es in ihm, dieses höllische Feuer aus Schmerz und Horn und Verzweiflung. Jetzt brach die Wut los, trieb ihm das Blut zu Kopf wie eine rote Wolke.

„Warum weinst du nicht? Warum bettelst du nicht um Verzeihung? Warum freiest du nicht hin zu ihm und schreist: es reut mich, es reut mich!“

„Ich will nichts mit der Polizei zu tun haben! Ich brauch keine Diebin, die mir die Blauen auf den Hals hehelt!“

In ihrer lächerlichen Pracht kniete sie da und wrang den Lappen aus wie eine fleißige Dienstmagd. Nichts regte sich in ihrem weissen, verlogenen Gesicht.

„Schluß!“

Er stöhnte, plötzlich hatte er den Eimer in der Hand, riß ihn hoch, — und sie duckte sich nicht einmal, der Eimer saufte haarhart über ihren Kopf hinweg und schlug dröhnend gegen die Wand.

„Schluß! In meiner Kammer hast du nichts mehr zu scheuern! Los! Hast du noch nicht genug?“

Er riß die Tür auf und leuchtete: „Da, da, da!“

Sie lief wirklich zur Tür.

Sie lief stumm und geduckt an ihm vorbei, über die Schwelle, ins dunkle Treppenhaus.

Die Tür fiel ihm aus der Hand, knallte zu.

Er wollte rufen, schreien, aber er brachte keinen Ton heraus.

Er hörte, wie sie die Stufen hinunterjagte, das lange, gebogene Trappeln ihrer Kinderfüße. Dann war es still.

Er stapfte langsam durchs Zimmer, sah ihr Handräschen am Boden liegen, hob es auf und legte es stumm auf den Tisch. Er nahm den Eimer und stellte ihn zur Seite. Er strich die Bettdecke glatt. Langsam wanderte er durch den Raum, tat hundert unnötige Handgriffe, alle mit den gleichen schweren Bewegungen, die Augen aufgerissen und leer wie ein Schlafwandler.

Als irgendwo im Haus eine Tür zuschlug, ließ sich Franz vornüber aufs Bett fallen. Er preßte die Fäuste an die Ohren. Aber es half ihm nichts. Immer wieder hörte er sie die Stufen hinunterjagen, angstvoll und gehetzt.

Er konnte nicht weinen. Nur Frauen können weinen, — weinen, weinen, lieben und zu Grunde gehn. (Fortsetzung folgt.)